Über den
wahrhaften Krieg

Rede
gehalten in der Alberthalle zu Leipzig
am 10. September 1914

von

Wilhelm Wundt

Alfred Kröner Verlag in Leipzig
1914

Der Reinertrag ist der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Krieg Gefallenen bestimmt.

Neg 148/1120

<36637172180015

<36637172180015

Bayer. Staatsbibliothek S

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verehrte Mitbürger!

Im Sommer des Jahres 1813 sprach Johann Gottlieb Fichte, wenige Monate vor seinem Tode, zu seinen Zuhörern an der Berliner Hochschule über ein Thema, das für uns heute, nach hundert Jahren, wieder so aktuell geworden ist, wie seitdem niemals. Er sprach „über den Begriff des wahrhaften Krieges". Was ist das Wesen eines wahrhaften Krieges? Wir können von den einzelnen, für uns zum Teil in ein allzu abstraktes Gewand gekleideten Ausführungen des Philosophen hier absehen. Der Kern seiner Antwort ist ebenso einfach wie klar: ein wahrhafter Krieg ist derjenige, den ein Volk aufnimmt gegen den Feind, der ihm seine Freiheit und Selbständigkeit rauben will. Diese zwei Worte, Freiheit und Selbständigkeit, sie bergen

freilich einen unendlich viel tieferen Gehalt, als es einer oberflächlichen Betrachtung scheinen könnte. Frei und selbständig ist ein Volk nicht schon dadurch, daß jeder Einzelne innerhalb der Grenzen der Rechtsordnung seines Staates sich frei bewegen, Güter nach eigenem Willen erwerben und verwenden kann, sondern frei und selbständig ist ein Volk, wenn es unbehindert von äußerer Gewalt wie von Neid und Mißgunst anderer Völker, seine Kräfte in den Dienst der allgemeinen menschlichen Kulturarbeit zu stellen und so zu seinem Teile auf den ihm durch Natur und Geschichte angewiesenen Gebieten die Pflichten, die ihm in der Kulturgemeinschaft der Völker auferlegt sind, erfüllen kann. Wo man ihm die Hilfsquellen zu dieser Mitarbeit an den großen Aufgaben der Menschheit zu unterbinden sucht, wo nicht mehr die gerechte Abwägung der Bedürfnisse und Fähigkeiten, sondern der Neid und die Eifersucht seiner Nachbarn die Grenzen bestimmen wollen, in denen es die in ihm liegenden sittlichen Anlagen betätigen kann, da ist seine Freiheit und Selbständigkeit in Gefahr, und sie ist in ungleich höherer Gefahr als da, wo etwa ein vorübergehender Herrscherwille die persönliche Freiheit des Einzelnen beeinträchtigt. Die Personen vergehen, aber die Völker bestehen. Wer die

Nation schädigt, wer ihr von der Luft und dem Licht, deren sie zu ihrem Leben bedarf, nur so viel zuteilen will, als die Staatslenker fremder Nationen für gut halten, der ist schlimmer als der schlimmste Despot aus eigenem Stamm. Er schädigt nicht bloß die Einzelnen und nicht bloß das gegenwärtige Geschlecht, sondern sein Attentat ist gegen die Existenz der Nation, gegen ihren Beruf in Gegenwart und Zukunft gerichtet, und ein Volk, das mit seiner ganzen Kraft, das in allen seinen Gliedern, vom Fürsten bis zum Bauern, vom großen Industriellen und Kaufmann bis zum geringsten seiner Gehilfen und Arbeiter, vom Künstler und Gelehrten bis zum bescheidenen Handwerker, ein Volk, das sich gegen diesen Angriff wehrt, kämpft einen Kampf nicht um vergänglicher Vorteile willen, es kämpft ihn für alle künftigen Geschlechter, ja es kämpft ihn — das ist das Größte und Gewaltigste an diesem Völkerkampf — für die Menschheit und damit schließlich selbst für die Völker, die ihm heute als seine Feinde gegenüberstehen. Denn in diesem großen Weltkrieg soll es sich, so Gott will, entscheiden, ob fernerhin noch schnöde Gewinnsucht und diplomatisches Ränkespiel imstande sein sollen, große Völker zu blutigem Ringen aufeinander zu hetzen, oder ob solch frevelhaftem Beginnen für eine absehbare

Zukunft ein Ende gemacht wird. Und so betrachtet, ist das Problem, das durch den gegenwärtigen Krieg gelöst werden soll, doch noch größer, als das der Befreiungskriege vor hundert Jahren. Es ist größer, auch abgesehen davon, daß damals das deutsche Volk nicht bloß allzu unvorbereitet in den Krieg ging, sondern vor allem auch unvorbereitet aus ihm hervorging, so daß es um die Früchte seines Sieges durch eben jene diplomatischen Künste betrogen wurde, denen durch den Sieg, auf den wir hoffen, ein für allemal ein Ziel gesetzt werden soll. Handelte es sich doch damals nur um die Befreiung aus der Zwingherrschaft eines Einzelnen, die, wie alles Tun und Wollen des Einzelnen, als solches von Anfang zur Vergänglichkeit verurteilt war. Heute stehen wir wieder, wie in den Tagen, da die Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde, in einem Völkerkampf. Aber es sind nicht die geeinten Völker Europas, die den Herrscherwillen eines Eroberers brechen wollen, sondern dieser Krieg ist ein wirklicher Völkerkrieg. Völker stehen gegen Völker, Deutschland und das ihm durch Kultur und Geschichte eng verbundene Österreich-Ungarn gegen die gesamten übrigen Großmächte Europas, diese zu unserem größten Leidwesen unter der Führung der uns nächstverwandten

englischen Nation, deren Staatsmänner dereinst die Geschichte als die Haupturheber dieses nie dagewesenen Weltkrieges brandmarken wird.

Wie anders steht es aber auch heute mit dem Siegespreis, um den dieser Krieg geführt wird, wie anders als vor hundert Jahren! Damals mochte der Deutsche sich träumen, wenn erst das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt sei, ruhig wieder seinen Kohl auf eigenem Acker pflanzen, im heimischen Verkehr von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, unbekümmert um die Welt außerhalb der Grenzpfähle der deutschen Gebiete, ein friedliches Leben führen zu können. Hatte doch derselbe Fichte, der den Kampf gegen den fremden Eroberer als eine heilige Pflicht gepredigt, wenige Jahre zuvor ein Werk über den Staat geschrieben, in welchem er den in sich geschlossenen, in Wirtschaft und Verkehr, in Recht und Sitte auf sich selbst beschränkten nationalen Staat, dessen Bürger nur durch den Wetteifer in Kunst und Wissenschaft in den allgemeinen Weltverkehr eingreifen sollten, als den idealen Staat der Zukunft gepriesen! Heute sind solche Ideale, in denen das beschränkte Leben des deutschen Volkes in jenen Tagen sich spiegelt, für immer zerronnen! In jedem von uns ist das Bewußtsein lebendig geworden, daß der Einzelne nicht bloß Staatsbürger, sondern

daß er zugleich Weltbürger ist, freilich nicht Weltbürger in jenem alten Sinne, in dem man uns Deutschen so gern ein Weltbürgertum gönnen wollte, ein Weltbürgertum, das auf allgemein humane Ideale gerichtet sei, hinter denen der Wert des eigenen Volkes und des eigenen Staates als nichtige und vergängliche Dinge zurücktreten sollten. Heute wissen auch wir, daß der wahre Weltbürger vor allem fest gegründet in der eigenen Erde, in dem eigenen Volk und Staat stehen muß, wenn er in der Welt und für die Welt dauernde Werte schaffen will. Denn heute ist das Leben der Völker überall in Handel und Wandel, in Erzeugung und Austausch der materiellen nicht minder wie der geistigen Güter auf den Verkehr der Völker gestellt. Darum stehen heute nicht mehr, wie zur Zeit unserer großen Dichter und Denker der Vergangenheit, bloß die Kunst und die Wissenschaft unter dem Zeichen des Weltverkehrs, sondern Leben und Eigentum, Recht und Sitte, Industrie und Technik, sie wurzeln ebenso wie alle geistigen Schöpfungen in dem Ganzen des nationalen Lebens. Die große Leistung unserer Dichter und Denker der vergangenen Jahrhunderte besteht aber darin, daß sie auf geistigem Gebiet dem deutschen Volk zuerst jene Weltstellung errungen haben, der die andern

Gebiete des Lebens mit der gleichen inneren Notwendigkeit folgen mußten, mit der Denken und Wollen, Geist und Körper zusammengehören. Das haben denn auch ein Kant und Schiller und im tiefsten Grunde seines Herzens der reichste unserer großen Toten, Goethe, vorausgesehen, wenngleich erst die Geschichte das Ziel der deutschen Kultur, wie es uns heute vor Augen steht, in voller Klarheit enthüllen konnte.

Man wird vielleicht sagen, niemand habe bei diesem Krieg der deutschen Nation ihre gegenwärtige Stellung in der Welt streitig machen wollen, und es sei überhaupt, wie so manchmal große Wirkungen aus kleinen Ursachen hervorgehen, so auch dieser furchtbare Weltbrand entstanden, etwa weil sich die serbische Regierung die drohende Sprache der österreichischen Note nach dem Meuchelmord von Serajewo nicht gefallen lassen konnte, und weil Deutschland die Neutralität Belgiens verletzt habe. Oder man meint wohl auch, die wetteifernde Kriegsrüstung der Großmächte habe schließlich den Krieg selber herbeiführen müssen. Als wenn diese Rüstung nicht von seiten unserer Gegner bereits die Vorbereitung zum Kriege, auf unsrer Seite aber eine Schutzmaßregel gewesen wäre, die notwendig war, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollten! Daß die Deutschen den Frieden wollten,

dafür haben der Deutsche Kaiser, die deutsche Regierung und die deutsche Nation so augenfällige Beweise geliefert, daß selbst unsere Feinde diese nicht ableugnen konnten. Sind doch nach zuverlässigen Berichten von den Pariser Gassenjungen bereits Spottlieder auf die Friedensliebe unseres Kaisers gesungen worden! Um so unbegreiflicher ist es, daß man in Unterredungen mit sonst uns wohlwollenden Ausländern, namentlich mit Amerikanern, die freilich ihre politische Weisheit nicht zum geringsten Teil aus englischen Zeitungen schöpfen, dennoch derartige nichtige Argumente hören kann. Gewiß, der Mord von Serajewo mag den Zeitpunkt zum Ausbruch des Krieges bestimmt haben. Ein etwas späterer Termin würde wahrscheinlich unseren Gegnern bequemer gewesen sein. Aber daß dieser Krieg längst geplant war, daß er bei den drei Mächten, die ihre räuberische Verschwörung so überaus bezeichnend ein „herzliches Einverständnis“ nennen, die Isolierung Deutschlands, die Schwächung seiner Macht und — was für den Hauptteilhaber dieser Interessengemeinschaft, für England, die Hauptsache ist, — die Abschneidung Deutschlands vom Weltverkehr, seine Rückverwandlung in einen von dem Willen der drei Verschworenen abhängigen mittleren Kontinentalstaat zum Ziel hatte, daran kann für

jeden, der die Geschichte der letzten Jahre verfolgt hat, nicht der geringste Zweifel bestehen. Wie der französische Revanchegedanke, der Neid und die Eifersucht Englands, der durch den Panslawismus genährte Großmachtswahn Rußlands in dieser ungesunden Mischung nationaler Instinkte zusammenwirkten, mag hier unerörtert bleiben. Auch diese Instinkte würden vielleicht nicht zugereicht haben, den Weltbrand zu entzünden, wäre nicht ein Mann gewesen, dessen Werk allein freilich nicht dieser Krieg ist, von dem aber zweifellos der Plan herrührt, nach dem er vorbereitet und schließlich ausgeführt wurde. Dieser Mann ist nicht Sir Edward Grey. Er ist bloß der Testamentsvollstrecker und, wie man wohl hinzufügen darf, das untergeordnete Werkzeug des Mannes, der den Krieg mit der ganzen politischen Klugheit und zugleich mit der im Leben und Handeln oft bewährten Unberührtheit von sittlichen Skrupeln irgendwelcher Art vorbereitet hat: König Eduards VII. von England. Sein Wahlspruch war bekanntlich: „Deutschland muß eingekreist werden.“ Feinde muß es haben ringsum. Sie sollen es in die Grenzen vor 1870 zurückdrängen, und sie sollen es von jener großen Weltbühne der kolonialen Arbeit der Völker aussperren, auf der das britische Weltreich die Herrschaft führt. Das ist

der Plan, den Eduard VII. entworfen, und den Edward Grey mit großen und kleinen, meist aber mit kleinen Mitteln durchzusetzen versucht hat von dem Augenblick an, da er im Jahre 1906 die Leitung der auswärtigen Politik des Inselreichs übernahm bis zu dem famosen Vorschlag, mit dem er den gegenwärtigen Krieg einleitete: dem Vorschlag, die Botschafter der Großmächte sollten sich in London versammeln, um zu beraten, wie der Krieg, nachdem er unvermeidlich geworden, dennoch vermieden werden könne, — in Wirklichkeit natürlich, um für die Russen und die Franzosen, die mit ihren Rüstungen wohl noch nicht ganz fertig waren, Zeit zu gewinnen. Die Botschafterkonferenzen, die in den Balkanwirren ihre Unfähigkeit so glänzend bewiesen, sie würden ja ohne Zweifel genau in dem Augenblick unverrichteter Dinge auseinandergegangen sein, wo es dem „herzlichen Einverständnis" der Engländer, Franzosen und Russen beliebt hätte, über uns herzufallen.

Schon zweimal in den vergangenen Jahren war Sir Edward Grey bereit gewesen, das Programm der Einkreisung Deutschlands, zu dessen Vollstreckung er sich berufen glaubte, zu verwirklichen: bei dem Zwischenfall von Agadir und bei den Verhandlungen über die französischen Abtretungen im Kongogebiet. Das eine

Mal hatte die britische Kriegsrüstung versagt, das andere Mal war den Franzosen das Abenteuer bedenklich gewesen. Jetzt schien der Augenblick gekommen, den deutschen Staat in eiserner Umklammerung zu vernichten. In Rußland war das brutale Moskowitertum zur Herrschaft gelangt. In Frankreich war eine Regierung am Ruder, die unter der Führung der Herren Poincaré und Delcassé vor keinem Abenteuer, das sie mit der Gloriole der Revanche zu umgeben versprach, zurückschreckte.

Doch der Hauptschuldige bei der Anfachung dieses Weltbrandes bleibt England. Ohne das Anstiften Englands und ohne das englische Geld und die englische Flotte wäre dieser Krieg mindestens in den Grenzen geblieben, in denen von vornherein eine ehrliche Messung der Kräfte möglich erscheinen konnte. England erst hat ihn zum wirklichen Weltkrieg gemacht, und es hat ihm in der Vernichtung der deutschen Macht, oder — was bei der heutigen Einheit von Staat und Nation dasselbe bedeutet — in der Beseitigung der deutschen Nation aus dem Rat der Völker sein klar erkennbares, durch keine Scheingründe und Phrasen mehr zu verhüllendes Ziel gesetzt. Das ist es, was uns heute mit tiefem Schmerz, aber auch mit gerechtem Zorn gegen dieses uns stammverwandte England er-

füllt, dessen Verfassung wir bis vor kurzem als ein Vorbild bürgerlicher Freiheit betrachtet haben, und dessen große Dichter und Denker uns heute noch als die unseren gelten, Blut von unserem Blute, Geist von unserem Geiste. Darum, wenn unser Kaiser die ihm in früheren Tagen zuteil gewordene Admiralswürde in die Hände des englischen Königs zurückgegeben hat, so begreifen wir das als einen natürlichen, ja fast als einen selbstverständlichen Ausdruck unserer eigenen Gefühle. Und nicht minder wird man es verstehen, wenn zahlreiche deutsche Gelehrte und Künstler erklärt haben, daß sie auf die Auszeichnungen und Ehrungen verzichten, die ihnen aus England zuteil geworden sind.

Würde doch, so schwer die Verschuldung sein mag, die Sir Edward Grey und seine Ministerkollegen auf sich geladen, dieser Krieg unmöglich gewesen sein, hätte nicht das englische Volk ihn gebilligt. Denn in England besteht nicht, wie in dem mit ihm verbündeten Rußland, ein autokratisches Regiment, sondern England ist ein parlamentarisch regiertes Land und, was mehr sagen will, England ist ein Land, in dem der freien Meinungsäußerung in Wort oder Schrift keinerlei Schranken auferlegt sind. Wo sind aber in England die Männer gewesen, die gegen diesen Krieg protestiert hätten? Wo die,

die schon zuvor gegen diesen Bund eines freien, hoch zivilisierten Landes mit dem despotischen und trotz seiner großen Dichter barbarischen Rußland Verwahrung eingelegt hätten? War nicht schon seit Jahren vorauszusehen, daß aus dieser unnatürlichen Allianz nimmermehr etwas Gutes entstehen könne? Wohl haben sich eben vor Ausbruch des Krieges einige angesehene, auch in Deutschland hochgeschätzte Gelehrte gegen den Krieg erklärt. Aber was will das halbe Dutzend Professoren, großenteils aus Oxford und Cambridge, gegenüber dem ganzen gebildeten England? Sind sie doch nur eine verschwindende Minorität unter ihren eigenen Kollegen. Und wie steht es mit den Organen der öffentlichen Meinung, mit den englischen Zeitungen? Da er nun einmal ausgebrochen sei, meinten die „Daily News", das verhältnismäßig deutschfreundlichste der englischen Blätter, solle der Krieg nur möglichst rasch durch Vernichtung der deutschen Flotte zu Ende geführt und dann ein billiger Friede geschlossen werden. Ein billiger Friede! Natürlich, wenn die deutsche Flotte vernichtet ist, dann wird England diesen Frieden diktieren, und wie er ausfallen würde, kann nach den Gesinnungen der englischen Staatsmänner gegen uns nicht zweifelhaft sein. Wahrlich, dieses Wohlwollen ist von der Miß-

gunst der Herren Grey und Churchill im Effekt kaum verschieden. Wohl hat es ein Mitglied des englischen Ministeriums gegeben, das diesen Krieg nicht mitmachen wollte und darum infolge der Kriegserklärung zurücktrat: das war der Minister des Innern, der Arbeiterführer John Burns, und kürzlich hat John Burns eine Rede gehalten, in der er Edward Grey als den Urheber des Krieges anklagt, ihn anklagt, er habe die Existenz Englands aufs Spiel gesetzt, denn es sei ein verblendeter Wahn, wenn er meine, durch dieses trügerische Bündnis mit Frankreich und Rußland jemals Deutschland vernichten zu können. Aber warum hat John Burns diese Rede nicht früher gehalten? Warum erst jetzt, wo sich die erhofften Siege der englischen Landarmee in ebenso viele Niederlagen verwandelt haben? Und warum hat er nicht schon seit Jahren, wie jetzt, gegen das unheilvolle Bündnis mit Rußland protestiert? Warum nicht vor Ausbruch des Krieges seine Arbeiterscharen aufgeboten, damit sie sich einmütig gegen den Krieg erklären? Er hat es nicht getan, und wenn er es getan hätte, so würde seine Stimme nur von wenigen gehört worden sein. Wäre in England wirklich die Stimmung der Bevölkerung oder auch nur der gebildeteren und für die öffentliche Meinung maßgebenden Kreise gegen

den Krieg gewesen, kein Einzelner und kein Kabinett hätte gegen diese Stimme des Volkes England in den Krieg stürzen können. Als vor mehreren Jahren die konservative der jetzigen liberalen Regierung den Platz räumte, da war es neben Herrn Winston Churchill, dem gegenwärtigen Flottenminister, Sir Edward Grey, den die Liberalen aus dem vorangegangenen Toryministerium herübernahmen. Dem Auslande und insbesondere Deutschland gegenüber gibt es eben in England keinen Unterschied der Parteien, und hinter dem Parlament steht in diesem Fall auch die Nation in ihrer überwiegenden Mehrheit, so daß die wenigen, die diesem Strom der öffentlichen Meinung widerstreben, nicht wagen, ihre Stimme zu erheben. Einen Mann hat es freilich in England gegeben, der nicht geschwiegen, sondern von Anfang an laut seine Stimme gegen diesen frevelhaften Krieg erhoben hätte, aber dieser Mann, zu dem auch wir Deutsche mit Verehrung aufblicken, weilt nicht mehr unter den Lebenden: Thomas Carlyle.

Das ist es, was diesen Krieg für uns zu einem so schweren und schmerzlichen macht, daß er vor allem ein Krieg gegen das uns stammverwandte und trotz allem, was seit den Tagen Altenglands sich im geistigen Charakter der

Briten, nach unserer Meinung nicht zu ihrem Vorteil, verändert haben mag, doch auch am meisten uns Deutschen geistesverwandte England ist. Was kümmern uns demgegenüber die Belgier, die in ihrer waghalsigen Verblendung diesen Krieg geführt haben, um vor aller Welt endgültig ihre Existenzunfähigkeit als Staat zu beweisen? Und wer ist unter uns, der nicht mit dem schönen Frankreich, das in der ungeheuren Mehrheit seiner Bevölkerung diesen Krieg nicht gewollt hat, in den es durch den gewissenlosen Ehrgeiz einer Handvoll abenteuernder Politiker gestürzt worden ist, aufrichtiges Mitleid empfände? Selbst mit den bramarbasierenden Journalisten, die diese selbstverschuldete Demütigung Frankreichs durch törichtes Schimpfen auf das deutsche Volk wettmachen wollen, werden wir nicht allzu streng ins Gericht gehen. Was verschlägt es uns, wenn Herr Henri Bergson, den in Deutschland kein ernst zu nehmender Philosoph jemals ernst genommen hat, uns Barbaren schilt? Wissen wir doch, daß dieser Philosoph seine Gedanken, soweit sie überhaupt etwas taugen, uns Barbaren gestohlen hat, um sie dann nachträglich mit dem Flittergold seiner Phrasen aufgeputzt als eigene Erfindung in die Welt zu schicken. Und nun gar Rußland! Was konnten

wir von einem Staat, der, unfähig die Kultur im eigenen Lande zu fördern, in der Unterdrückung der von ihm unterworfenen Kulturvölker seine Aufgabe erblickt, anderes erwarten, als daß er der Verlockung folgen werde, sich bei der neuen Teilung der Welt, die ihm die beiden westlichen Freunde in Aussicht gestellt, auf Kosten seiner Nachbarn zu beteiligen? Darum, Frankreich, Rußland, sie sind Mitschuldige; doch ihre Schuld ist, wenn man die Verhältnisse dieser Länder und wenn man die Größe der Verführung in Rechnung zieht, die auf sie der englische Plan ausüben mußte, beinahe entschuldbar. England aber ist und bleibt der Hauptschuldige. Den teuflischen Plan zur Vernichtung Deutschlands: England hat ihn entworfen, den ungeheuerlichen Dreierverband der beiden nächst Italien ältesten Länder europäischer Kultur mit dem barbarischen und despotischen Rußland, England hat ihn in die Wege geleitet. Als der Krieg begann, mochte man sich allenfalls noch dem Wahne hingeben, das gebildete England mißbillige diesen Krieg. Der weitere Verlauf hat uns leider gründlich enttäuscht. Abgesehen von jenen wenigen Gelehrten, die infolge persönlicher Beziehungen zu deutschen Freunden unser Vaterland besser kennen, als die ungeheure Mehrheit ihrer Volks-

genossen, steht das ganze literarische England gegen uns. Im Vergleich mit den pöbelhaften Schmähungen, in denen sich Bernhard Shaw, ein auch in Deutschland vielgelesener Schriftsteller, ergeht, erscheinen die „Barbaren“ des Herrn Bergson beinahe wie eine harmlose Ungezogenheit. Und in die Posaune des Herrn Bernhard Shaw stoßen neben literarischen Größen niederen Grades die führenden Dichter Englands, Rudyard Kipling und Robert Bridges, der gegenwärtige Poeta laureatus. Der Titel Barbaren genügt Herrn Kipling nicht, er nennt uns die Hunnen des modernen Europa. Was soll man endlich zu den Stimmen aus dem Publikum sagen, die sich in den englischen Zeitungen vernehmen lassen, und die in Ratschlägen, wie man uns am schnellsten und gründlichsten vernichten könne, miteinander wetteifern? Und diesen offenkundigen Tatsachen gegenüber wollen heute noch bisweilen weichherzige deutsche Gemüter von einer Versöhnung mit England reden, bevor wir mit unseren beiden anderen Gegnern Abrechnung halten. Als wenn eine dauernde Versöhnung mit England, wie wir sie ja alle hoffen, überhaupt möglich wäre, ehe wir dieses England gezwungen haben, seine verderbliche Politik der Einkreisung Deutschlands, der deutschen Nation und der

deutschen Kultur, ein für allemal zu begraben. Dann erst, wenn dies geschehen ist, wird der Tag gekommen sein, wo wir wieder daran denken können, Hand in Hand mit einem wiedergeborenen England die großen Aufgaben zu pflegen, die den germanischen Völkern in der Welt gestellt sind.

Man hat wohl zuweilen einen Widerspruch darin gefunden, daß der einzelne Engländer, der englische Gentleman, wie das alte Beiwort lautet, ein ehrenwerter, zuverlässiger Charakter ist, daß aber der Engländer als Nation gerade die Eigenschaften vermissen läßt, die wir an dem Individuum vor andern schätzen. Gleichwohl darf man sagen, dieser Widerspruch ist nicht so groß, wie er scheint. Findet doch der Geist eines Volkes schließlich seinen treuesten Ausdruck in seiner Philosophie, allerdings nicht in jeder Philosophie, die ein Land hervorgebracht hat, aber sicherlich in derjenigen, die in ihm die populäre, die herrschende geworden ist. Wir alle blicken zu den großen englischen Philosophen der Vergangenheit mit Ehrfurcht und Dankbarkeit empor. Ein Bacon und Locke, ein Shaftesbury, Berkeley und Hume, wir betrachten sie als die unseren, nicht weniger wie uns die großen Naturforscher und Geschichtsschreiber Englands als die unsern gelten. Aber die popu-

läre Philosophie, die das heutige England beherrscht, ist nicht die dieser Männer. Die Moral, von der England im Grunde seines Herzens vom Staatsmann bis zum gänzlich unphilosophischen Geschäftsmann erfüllt ist, diese Moral ist die Nützlichkeits- oder, wie man sie auch mit einem vieldeutigeren Ausdruck nennt, die Wohlfahrtsmoral. Ihr treuester philosophischer Interpret ist einer der bedeutendsten Juristen Englands aus dem vorigen Jahrhundert, Jeremias Bentham. „Jeder tue, was ihm selbst nützlich ist", so lautet das Grundaxiom dieser Moral. Doch diesen Satz soll man mit der gehörigen Klugheit befolgen, und das tut der, der ihn nur insoweit anwendet, als es mit den gleichen Interessen seiner Nebenmenschen vereinbar ist. Als diese Nebenmenschen sind aber zunächst nur die Engländer gedacht. Für das Verhältnis zu andern Nationen gilt unumschränkt der andere Grundsatz: „Mein Land ist meine Welt." Diesen andern Nationen gegenüber wird daher jener Utilitarismus zum schnödesten, rücksichtslosesten Egoismus. Mit diesem Egoismus behandelt England seine Kolonien, namentlich soweit diese nicht selbst von Engländern bewohnt sind. Zuerst und vor allem zu eigenem Vorteil und Gewinn. Wenn nebenbei etwas für die Kultur dieser Länder abfällt, so ist das bestenfalls ein glück-

licher Nebenerfolg, im übrigen aber ist es für den echten Briten eine ziemlich gleichgültige Sache. Daß ein Staat, der Kolonien gründet, damit in erster Linie große humane Pflichten auf sich nimmt, davon ist nur selten die Rede. Und noch ein andrer Satz der Lehre Jeremias Benthams ist auch für die internationale Politik Englands bezeichnend. Glücksgüter zu erwerben und zu bewahren, das ist nach der Lehre des englischen Utilitariers das verborgene oder offen eingestandene Ziel alles menschlichen Strebens. Aber welches unter mehreren Gütern man vorziehen soll, wenn die Wahl freisteht, das ist, sagt Bentham, eine schwierige Frage, die sich mit einiger Sicherheit nur entscheiden läßt, wenn man das allgemeine Tauschmittel der Güter, das Geld, zum Maßstabe nimmt. Das Gut, das mehr Geld kostet, ist das höhere Gut. Diesen Grundsatz teilen zwar keineswegs alle utilitarischen Philosophen Englands, aber der Dutzendengländer lebt nach diesem Rezept, und offenbar teilt ihn auch die englische Regierung, wenn sie, wie jetzt in den Zeitungen berichtet wird, nach dem Vorschlag des Lord Kitchener den Lohn ihrer Soldtruppen erhöhen will, um deren Patriotismus zu steigern. Wir Deutsche kennen keine Soldtruppen, sondern unsere Söhne und Brüder, unser Volk selbst führt diesen uns

aufgezwungenen Krieg, und wir führen ihn nicht, wie die Briten, als ein Handelsgeschäft, ernsthafter als ein gewöhnliches, aber aus denselben eigennützigen Motiven wie dieses. Wir führen ihn nicht, um einen Konkurrenten auf dem Weltmarkt aus dem Felde zu schlagen, sondern um uns gegen einen Überfall zu wehren, der uns den Weg zur Erfüllung unserer nationalen Aufgaben abschneiden will. Darum ist dieser Krieg im vollsten Sinne jenes Wortes, das dereinst im Sturm der Befreiungskriege, die wir heute als das Vorspiel dieses gewaltigen Völkerkampfes erkennen, Fichte geprägt, ein wahrhafter Krieg, denn er ist, wenn wir nicht uns selbst aufgeben wollen, ein notwendiger und, weil er unsere höchste Pflicht in sich schließt, ein heiliger Krieg.

Ein deutscher Philosoph, zugleich ein schlichter Mann aus dem Volke, ein Mann freilich, der kein Utilitarier, sondern, wie die meisten deutschen Philosophen, ein Idealist gewesen ist, Jakob Böhme, der Schuster aus Görlitz, hat jedoch schon vor dreihundert Jahren ein Wort gesprochen, das auch auf diesen Krieg seine Anwendung findet. „Jedes Ding", sagt Jakob Böhme, „hat sein Gegenteil neben sich: das Licht die Finsternis, das Gute das Böse, und darum ist das Böse dazu bestimmt, daß es zum

Guten sich wende." Das Wort gilt auch für den wahrhaften Krieg. Auch er hat neben sich den unwahren, den trügerischen und lügenhaften Krieg, den Krieg, den ein Volk nicht zur Rettung seiner Existenz führt, sondern der aus Eroberungssucht, aus Rache geführt wird, oder in dem ein Volk über ein anderes herfällt, weil es ihm seine friedlich errungenen Erfolge mißgönnt und ihm die Hilfsquellen seines Mitwirkens an der Kulturarbeit der Nationen unterbinden will. Und hier liegt es nun im Wesen des wahrhaften Krieges, eben weil er selbst nur die Abwehr fremder Vergewaltigung zum Zweck hat, daß er auf der Seite derer, die diese Vergewaltigung ausüben wollen, ein unwahrer Krieg ist. In der Tat, welcher Krieg könnte mehr als der, der von unseren Feinden gegen uns geführt wird, alle Merkmale eines unwahren, eines lügenhaften Kriegs, eines Überfalls, der seinem Wesen nach überhaupt kein Krieg ist, an sich tragen? Lüge von Anfang an! Lüge die Intervention Rußlands für Serbien, hinter der sich die zum Überfall bereite Rüstung gegen Österreich und Deutschland verbirgt! Lüge der englische Protest gegen die Verletzung der Neutralität Belgiens, einer Neutralität, die in Wahrheit von den mit Belgien konspirierenden Franzosen und den Engländern selbst, die eine Landung auf

belgischem Gebiet geplant haben, längst verletzt ist! Lüge die von England vorgeschlagene Friedenskonferenz der Botschafter in London, die nur eine Maßregel zum Zweck der sichereren Vorbereitung für den geplanten Überfall ist! Und, wenn wir weiter zurückgehen, Lüge die ganze „Entente cordiale", dieses herzliche Einvernehmen, das angeblich den Frieden sichern, in Wirklichkeit aber den Weltkrieg vorbereiten soll! Denn auf welcher andern Grundlage als dieser könnte auch ein Bündnis zwischen Staaten möglich sein, die nach Kultur und Geschichte natürliche Gegner sind? Zu allen diesen Lügen bilden die lügenhaften Berichte über französische und russische Siege und über angebliche Gewalttaten, die unseren wackeren Kriegern aufgebürdet werden, nur die angemessene Randverzierung.

Doch was wollen alle diese Lügen gegen die Tücke sagen, mit der der englische Löwe, der in diesem Fall seine Zugehörigkeit zum Katzengeschlecht allzu deutlich zu erkennen gab, die Japaner auf uns hetzte! Oder sollte jemand heute noch des naiven Glaubens sein, die Ankündigung dieses räuberischen Überfalls sei aus dem eigenen Antrieb dieser geschickten und betriebsamen Rasse erfolgt, die uns Deutschen einen guten Teil ihrer rasch erworbenen Kultur ver-

dankt? Wir akademischen Lehrer haben die überzeugenden Beweise für das Gegenteil in Händen. Wir kennen sie, diese freundlich lächelnden Bewohner des fernen Inselreichs, die selten versäumten, uns am Schluß des Semesters ihrer Dankbarkeit zu versichern. Diesmal kam es anders. Keiner der kleinen Herren ließ sich sehen. Sie empfahlen sich „auf französisch", wie man zu sagen pflegt. Einer nach dem andern verschwand spurlos gegen den Schluß des Semesters, tagelang bevor England an Deutschland den Krieg erklärt hatte. Sie folgten offenbar einer geheimen Weisung ihrer Regierung, manche mit Zurücklassung einiger Schulden. Sie dachten wohl: was wollen neben der großen Schuld, die unser Vaterland gegen die Deutschen auf sich lädt, die kleinen Schulden besagen, die wir bei unsern deutschen Hauswirten zurücklassen? Nein, dieser Überfall der Japaner war kein von ihnen selbst ersonnener Flibustierstreich, sondern der Regisseur an der Themse, Sir Edward Grey, hatte zu der großen Völkertragödie, die er in Szene setzte, auch dieses Satyrspiel inszeniert.

Doch selbst diese heimtückische Tat verschwindet schließlich gegen die allen Gesetzen der Humanität nicht nur, sondern allen von den zivilisierten Nationen anerkannten Gesetzen des Völkerrechts im Kriege spottende Art, wie unsere

Feinde, und unter ihnen allen voran England diesen Krieg führen. Schweigen wir von den Greueln der Belgier, die zum Teil wenigstens auf die bestialische Wut Einzelner zurückgeführt werden mögen, wenn auch Anzeichen genug dafür vorhanden sind, daß die Mörder im bürgerlichen Rock mit ihrer Regierung und Heerführung konspirieren. Schweigen wir von den Mißhandlungen der Deutschen und Österreicher in Frankreich. Schlimmer ist es, wie der englische Staat diesen Krieg führt. Seit Hugo de Grot im Jahre 1625 sein berühmtes Werk über das Recht des Krieges und des Friedens schrieb, ist der Satz, daß der Krieg kein rechtloser Zustand sein darf, sondern daß er so gut wie der Friede seine feste Rechtsordnung hat, zu einem oft genug durch besondere Verträge noch ausdrücklich gesicherten Axiom für alle Kulturvölker geworden. Dieses Recht des Krieges ist ein strengeres als das des Friedens, aber seinem Wesen nach ist es kein anderes: denn wenn es die unvermeidlichen Schrecken des Krieges so viel als möglich in die notwendigen Grenzen einschränken will, so ist es von demselben Geist der Humanität geleitet wie alles Recht. Aber was gilt dem heutigen England die Humanität, außer wo sie ihm Nutzen bringt! Das Kriegsrecht verbietet Gewalttätigkeiten gegen neutrale Schiffe und gegen neutrale Häfen.

Englische Kriegsschiffe überfallen unbekümmert um diese Regel neutrale, um sie nach Deutschen zu durchsuchen. Sie vernichten deutsche Schiffe, die in neutralen Häfen geankert haben, und der englische Flottenminister belobt sie wegen dieser Heldentaten. Die bekannte, zwischen allen zivilisierten Staaten geschlossene Genfer Konvention verbietet ausdrücklich die Benutzung der sogenannten Dum-Dum-Geschosse, weil sie nicht bloß, wie die gewöhnliche Kugel, den Soldaten außer Gefecht setzen, sondern ohne Not schmerzhafte und lebensgefährliche Verwundungen verursachen: England und Frankreich benutzen diese Geschosse, deren Verbot sie selbst zugestimmt haben. Der Krieg soll nur zwischen den anerkannten militärischen Mächten, nicht zwischen den im Kriege waffenlosen Bürgern geführt werden. Die englische Regierung boykottiert nicht nur deutsche Geschäftsfirmen, sie boykottiert auch solche, die nur einen einzigen Deutschen als Teilhaber führen, welchem Lande immer solche Geschäftshäuser angehören mögen. England führt also diesen Krieg gegen jeden einzelnen Deutschen. England, das stammverwandte germanische Land, tut alles, um ihn in einen Rassenkampf zu verwandeln. Damit ist England mindestens für diesen Krieg aus der Reihe der zivilisierten Staaten ausgeschieden, und mit ihm

wetteifern seine Verbündeten, soweit es in ihren Kräften steht. Nein, dieser Krieg ist auf der Seite unserer Feinde kein wahrhafter Krieg, denn er ist überhaupt kein Krieg, da auch der Krieg seine Rechte und seine Gesetze hat. Er ist ein ehrloser räuberischer Überfall, dessen Mittel Mord, Piraterie und Flibustiertum sind, nicht der offene, ehrliche Kampf mit den Waffen.

Mancher von uns hat sich wohl schon in diesen Tagen die bange Frage gestellt, ob es uns gelingen werde, den Feind niederzuwerfen, der sich dieser Mittel bedient und dabei die Übermacht auf seiner Seite hat. Lehrt uns doch oft genug die Erfahrung, daß nicht immer das Recht über das Unrecht obsiegt. Doch auf diese Frage mag uns derselbe Engländer John Burns die Antwort geben, der in diesen Tagen dem Minister Edward Grey die Folgen seines Tuns vor Augen geführt hat. Ein Volk, das so einmütig wie das deutsche, so ohne Unterschied der Parteien und der sonstigen Überzeugungen für sein Recht einsteht, und das seine Leistungsfähigkeit im Krieg und im Frieden so wie das deutsche bewährt hat, ein solches Volk kann wohl einmal vorübergehend eine Niederlage erleiden, aber es kann nicht besiegt werden. Von jeder Niederlage wird es mit erneuter Kraft sich erheben, bis es den Feind niedergezwungen hat. Und diesem

mahnenden Wort des Briten müssen wir noch ein anderes hinzufügen. Der Soldat im Felde darf überhaupt nicht an die Möglichkeit einer Niederlage denken. Ihm muß der Sieg und nur der Sieg vor Augen stehen, wenn er wirklich siegen soll. Daß unsere Krieger von diesem Geiste beseelt sind, das sehen und erleben wir täglich, wenn wir sie an uns vorüberziehen sehen, oder wenn wir von ihrem rastlosen Vorgehen von Sieg zu Sieg hören. Aber von demselben Geiste müssen auch wir, die im Frieden Zurückgebliebenen, erfüllt sein. Wir werden siegen, denn wir müssen siegen. Nicht die unerschöpflich scheinenden russischen Horden, nicht die seegewaltigen englischen Schiffe dürfen uns schrecken. Als im Jahre 1899 auf Anregung des Zaren, des sogenannten Friedenszaren, die erste Haager Friedenskonferenz tagte, da kam auch die Frage zur Verhandlung, ob die Verwendung von Luftfahrzeugen im Kriege völkerrechtlich gestattet sein solle. Die Vertreter der übrigen Staaten waren geneigt, einem Verbot zuzustimmen, England widersprach, und diesmal sicherlich mit Recht. Denn das Luftschiff bedient sich keiner Kriegsmittel, die wesentlich verschieden wären von denen, die im Land- oder Seekrieg angewandt werden. Im Gegenteil, es ist insofern ein humanes Mittel der Kriegführung,

als es zur Abkürzung der Kriege wesentlich beitragen kann. Freilich hat England zu jener Zeit, in der die Erfolge der Erfindung unseres wackeren Zeppelin noch in ungewisser Zukunft lagen, schwerlich hieran gedacht. Es wollte sich aber auch hier den möglichen Nutzen eines solchen Mittels nicht entgehen lassen. Es mochte denken, das Land, dem die größte Seeflotte zur Verfügung stehe, werde selbstverständlich auch über die beste Luftflotte verfügen, wenn es jemals eine solche geben sollte. Die Dinge sind anders gekommen, wie uns allen bekannt ist. Auch heute noch hat England die Übermacht auf dem Wasser. Aber wir vertrauen auf den Heldenmut unserer Flotte, die von Begierde brennt, endlich auf offener See den Wettkampf mit der englischen aufzunehmen, und wir vertrauen darauf, daß zu Wasser und zu Land die Übermacht allein nicht den Sieg entscheidet. Doch auch darauf vertrauen wir, daß die nächste Seeschlacht — um das vorauszusagen, braucht man kein Prophet zu sein — gleichzeitig auf dem Wasser und in der Luft geschlagen wird. Wo ist aber die englische Luftflotte? Vielleicht, wenn in Tagen oder in Wochen die Bomben unserer Zeppeline auf die englischen Dreadnoughts heruntersausen, dann mögen sich die englischen Staatsmänner im Rückblick auf die erste Haager Konferenz, auf der sich England die Be-

nutzung von Luftschiffen reserviert hat, an das gute alte Sprichwort erinnern: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!

Wenn wir so im festen Vertrauen auf unsere Stärke und auf unsere gute Sache dem Ende dieses schweren, uns aufgezwungenen Kampfes entgegensehen und einen andern Ausgang als den Sieg, und zwar nicht einen halben, sondern den vollen Sieg über unsere Feinde nicht in unseren Gedanken aufkommen lassen, so drängt sich uns nun aber unabweisbar die Frage auf: was soll das Ziel dieses für uns siegreichen Kampfes sein? Jede menschliche Handlung muß ja einen Zweck haben, über den sich der Handelnde vor dem Ausgang schon deutliche Rechenschaft geben muß. Wie viel mehr fordert eine solche fast übermenschliche Anstrengung, wie sie uns jetzt aufgebürdet ist, zu der Frage heraus: was soll das Ziel dieses Krieges sein? Daß es damit nicht getan sein darf, die Feinde abzuwehren, mit der Aussicht, daß sie ein zweites Mal, wenn sie sich besser gerüstet glauben, wieder über uns herfallen, darüber ist unter uns wohl alle Welt einig. Aber daß auch die Millionen und Milliarden, die wir uns für die Not und das Elend dieser Wochen als Kriegsentschädigung zahlen lassen, nur eine nebensächliche Rolle spielen können, versteht sich von

selbst. Ein Verlust an Gut und Leben, wie ihn ein solcher Krieg mit sich bringt, ist ja überhaupt nicht mit Geld zu bezahlen, und eine Geldsühne allein vermöchte einen neuen Angriff bestenfalls zu verzögern, nicht unmöglich zu machen. Auch hat ja der Krieg von 1870 jedem von uns, der seine nächsten Folgen erlebt hat, deutlich genug die Lehre eingeprägt, daß ein allzu reichlicher Zustrom von Gold, wenn nicht gleichzeitig die Wege zu dessen fruchtbarer Verwertung eröffnet werden, ein zweifelhafter Segen ist. Solche Wege können sich aber uns allein eröffnen durch die Erweiterung unseres kolonialen Besitzes. Hier hat uns England den Weg gezeigt: gleich zu Beginn des Krieges hat es uns das schutzlose Togo weggenommen. Dazu hat es sich neuerdings auch noch, ohne Schwertstreich natürlich, unseres samoanischen Besitzes bemächtigt. Eine definitive Eroberung kann natürlich dieser billige Raub nicht genannt werden. Aber er ist eine symbolische Handlung, der uns das in Aussicht stellt, was geschehen würde, wenn England siegte: England würde uns alle unsere Kolonien wegnehmen. Das würde eine notwendige Konsequenz des Programms der Einkreisung Deutschlands sein. Was es etwa außerdem noch für sich und seine Bundesgenossen begehrte, wollen wir auf sich beruhen

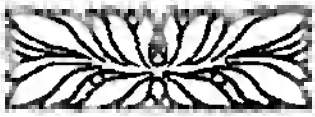
lassen. Auch wollen wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Wer möchte nicht wünschen, daß das bemitleidenswerte, von einigen gewissenlosen Politikern irregeführte Frankreich im Frieden schonend behandelt werde. Nur an dem einen wird im Interesse des europäischen Friedens festzuhalten sein: der Revanchegedanke muß den Franzosen für immer unmöglich gemacht werden. Von England freilich wird es wohl heißen: wem viel gegeben ist, von dem kann man viel fordern. England trägt außerdem für einen kleinen Inselstaat allzu schwer an seinem kolonialen Besitz. Es wird uns reichlich zahlen müssen von dem, was es zu viel hat, wenn aus diesem Krieg eine gerechte Verteilung der kolonialen Kulturarbeit der Nationen hervorgehen soll. Im übrigen können wir Großbritannien jener weiteren Entwicklung seiner Kolonialmacht überlassen, die John Burns, der als ehemaliger Minister Englands Zustände kennen muß, in Aussicht gestellt hat. Am klarsten aber ist uns das Ziel dieses Krieges gegenüber dem dritten unserer drei verbündeten Feinde vorgezeichnet. Seit Peter dem Großen hat Rußland seine Aufgabe darin gesehen, seinen barbarischen Ländern die westeuropäische Kultur zu bringen, und es hat diese Aufgabe wesentlich mit deutscher Hilfe zu lösen gesucht.

Deutsche Staatsmänner haben zu einem großen Teil seine Politik geleitet. Deutsche Offiziere haben seine Heere ausgebildet. Was es in der Wissenschaft geleistet hat, verdankt es zumeist deutschen Gelehrten. Die Petersburger Akademie ist bis vor nicht langer Zeit eine deutsche Akademie, die deutsche Universität Dorpat ist die bedeutendste Bildungsstätte Rußlands gewesen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist Rußland mehr und mehr dieser großen Aufgabe, die ihm die Geschichte gestellt, untreu geworden. Unter dem verblendenden Einfluß der panslawistischen Idee hat sie sich in ihr völliges Gegenteil verwandelt. Nicht die Kultivierung seiner barbarischen Lande, sondern die Barbarisierung der Kulturländer, die es sich unterworfen, hat Rußland heute auf seine Fahne geschrieben. Es hat die seinem Reiche einverleibten polnischen Provinzen derart geknechtet, daß der Zustand Russisch-Polens in Friedenszeiten ein fortdauernder Belagerungszustand ist. Mit eiserner Faust hat es die Russifizierung seiner deutschen Ostseeprovinzen durchzusetzen gesucht. Die deutsche Sprache, die deutsche Kultur will es mit Gewalt ausrotten, die deutsche Universität Dorpat hat es in eine russische verwandelt. Sogar den Namen hat man ihr genommen: Juriew wird sie genannt, zum Zeichen,

daß dasselbe Deutschtum, dem Rußland seine Kultur verdankt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden soll. Und wie hat dieses Moskowitertum erst Finnland behandelt! Den Eid, den es auf die finnische Verfassung beschworen, hat es gebrochen, russische Gouverneure regieren das Land, dessen gewaltsame Russifizierung nur noch eine Frage der Zeit ist. Was das siegreiche Rußland Europa bringen würde, das ist so furchtbar, daß wir nur mit Schauder den Blick von einem solchen Ende abwenden können. Um so klarer muß uns das Ziel vor Augen stehen, das dem Sieg über Rußland gesetzt ist, wenn er die Ströme von Blut aufwiegen soll, die für ihn vergossen worden sind. Das heutige Russisch-Polen wird in der Vereinigung mit den deutschen und den andern slawischen Ländern Österreichs den Schutz und die Freiheit finden, die die österreichisch-ungarische Monarchie allen unter ihrem Szepter vereinigten Nationen zuteil werden läßt, und die in diesem Kriege alle unter Österreichs Fahne zum begeisterten Kampf gegen Rußland mit den Deutschen verbundenen Slawen dankbar bezeugen. Die deutschen Balten, denen Rußland ihre Verdienste so schnöde gelohnt hat, werden als gerechte Sühne für die Mißhandlung, die sie erfahren, dem deutschen Mutterlande, dem das Herz der Besten

unter ihnen allezeit treu geblieben ist, wieder zugeführt werden. Daß wir diesen Krieg nicht bloß für unsere eigene Existenz als Nation, sondern daß wir ihn für die Menschheit geführt, das aber soll sich endlich darin bewähren, daß wir als Morgengabe dem neuen, in Frieden geeinten Europa das aus der unmenschlichen Bedrückung des eidbrüchigen Rußland befreite Finnland darbringen. Nicht für uns werden wir dieses Land begehren. Aber es sich selbst, seiner eigenen freien Selbstbestimmung wiederzugeben, darin soll es sich zeigen, daß dieser Krieg von unserer Seite ein gerechter, daß er ein wahrhafter Krieg ist.

Doch auch darin, und darin vor allem soll die Geschichte diesen Krieg als einen wahrhaften und heiligen im Gedächtnis bewahren, daß sie ihn dereinst als eine Tat preist, die den Frieden der Welt für absehbare Zeit dauernd gesichert habe. Daß das Deutsche Reich und die österreichische Monarchie nach diesem in treuer Waffenbrüderschaft geführten Krieg durch festere Bande als durch eine dem Zufall politischer Konstellationen preisgegebene Allianz aneinander gekettet werden, darauf werden wir als auf die bleibendste Frucht unseres Sieges zuversichtlich vertrauen dürfen. Solch dauernden Frieden zu schaffen, dazu kann nicht ein ein-

zelner Staat, dazu wird aber die aus diesem Kriege sich erhebende mitteleuropäische Föderation berufen sein, die für das europäische Festland dasselbe bedeutet, was für die Welt jenseits des Atlantischen Ozeans die nordamerikanische Union. Und darin liegt zugleich die tiefere Bedeutung der Verbindung, die seit Jahren schon zwischen Deutschland und Nordamerika sich anbahnt. Der Welt den Frieden zu erhalten, um die Güter der Kultur zu pflegen und über die Erde zu verbreiten, das wird die Mission der beiden Völkerverbände diesseits wie jenseits des Meeres sein. Doch in dieser Aufgabe liegt für uns zugleich eine schwere Pflicht, deren wir im Augenblick des Sieges wie nach ihm eingedenk sein sollen. Uns Deutschen ist es nicht gegeben, die Hände müßig in den Schoß zu legen oder uns dem Genuß von Glücksgütern hinzugeben, die wir uns nicht redlich selbst verdienen. Die friedliche Arbeit ist das Element, in dem wir leben. Je mächtiger unser Staat wird, je reichere Hilfsquellen dadurch auch dem einzelnen zu friedlicher Arbeit sich eröffnen, um so größer werden auch die Pflichten sein, die nicht nur unserem Staat, sondern die uns allen auferlegt sind, damit unser Volk in der Mitarbeit an den großen Gütern der menschlichen Kultur die führende Stellung gewinne

und bewahre, die ihm gebührt. Darum lassen Sie uns in diesen ernsten Stunden und weit über sie hinaus der Mahnung unseres Kant eingedenk sein: Das Höchste für den Menschen ist die Pflicht, und das größte unter den Gütern der Welt ist der sittliche Wille!